

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 4

Artikel: Gegen die falschen Alternativen : Manès Sperber, zum Tod eines grossen Europäers
Autor: Reich, Richard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-164135>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Richard Reich

Gegen die falschen Alternativen

Manès Sperber. Zum Tod eines grossen Europäers

Er selbst hat sich in seinem grossen Essay-Band «Zur täglichen Weltgeschichte» unter die «unerwünschten Zwischenrufer» eingereiht. Das ist pointiert ausgedrückt und wird gewiss nicht dem ganzen Werk Manès Sperbers gerecht. Die Formel stellt indessen eine erstaunlich präzise Umschreibung von der Art dar, wie er seine Position als politischer Schriftsteller in dieser Zeit verstanden und genutzt hat: Ohne jeden Hauch von geistiger Anmassung, ohne die grossrichterliche Gebärde gängiger intellektueller Zeitkritik, ohne jede Süchtigkeit nach politischer Umwertung aller Werte, jedoch in der unerbittlichen Pflicht dessen, was er als «neue Aufklärung» zu bezeichnen pflegte, nämlich «wissen zu wollen, was wesentlich ist zum Verständnis dessen, was ist», und dies auch mit kompromissloser Unerschrockenheit auszusprechen.

Ein letztes Mal tat er dies in der grossen Rede zur Entgegennahme des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels vom 16. Oktober 1983, die er nicht mehr selber verlesen konnte. Da war nichts von bedeutungsschwerer Feierlichkeit oder gar pathetischem Beschwörungsdrang zu verspüren. Manès Sperber sprach ganz einfach aus, was er im Herbst 1983 als mitteleuropäischer Jude in einer deutschen Stadt zum Thema Frieden zu sagen hatte: Er sei gegen jeden Krieg, ausnahmslos. Aber es komme entscheidend darauf an, unermüdlich zu erforschen, warum, wozu Kriege entstünden. «Wer anstatt über die Quelle und die Gründe der Kriegsgefahr nachzudenken, seinen leidenschaftlichen Protest nur auf die Waffen, und wären es die mörderischsten, reduziert, vermeidet, bewusst oder unbewusst, die Suche nach dem Feuerherd und erliegt der heute weit verbreiteten Neigung, die Mittel mit den Zielen zu verwechseln.»

Aus diesem Grunde könne er sich nicht mit den heutigen Pazifisten-Bewegungen identifizieren. «Ich weiss, ich wusste es auch im Jahrzehnt des Dritten Reiches, dass ein totalitäres Regime sich gefährdet glaubt, solange

es nicht seine grenzenlose Macht über die unmittelbaren und mittelbaren Nachbarn – und eines Tages über den ganzen Planeten – ausbreitet.» Wer jedoch glaube und glauben machen wolle, «dass ein waffenloses, neutrales, kapitulierendes Europa für alle Zukunft des Friedens sicher sein kann, der irrt sich und führt andere in die Irre. Wer für die Kapitulation vor jenem bedrohlichen Imperium eintritt, das seit dem Zweiten Weltkrieg mehrere europäische Staaten in Satelliten verwandelt hat, irrt sich und führt andere in die Irre.»

Die Wirkung dieser Rede war erstaunlich. Zwar konnte es nicht weiter überraschen, dass sie im Kreise der Pazifisten und linken Intellektuellen auf geharnischte Kritik stiess. Bemerkenswerter war die Reaktion des Honoratiorenpublikums in der Paulskirche, wo sich wenigstens zunächst so etwas wie Verlegenheit ausbreitete, mitprovoziert vielleicht durch die dezent durchschimmernde Distanz, mit der die Rede von Sperbers Freund Alfred Grosser vorgetragen worden war. Was war der Grund des Stirnrunzelns von Freunden und Prominenten?

Wandlung und Treue

Sperbers «Zwischenruf» erschien wohl im ersten Augenblick auf dem Hintergrund der deutschen Aussenpolitik als eher quer, und zwar vor allem weil er für die meisten irgendwie aus der falschen Ecke kam. Sperber konnte nicht als «Kalter Krieger», nicht einmal als Renegat abgetan werden. Denn Sperbers konsequenter Antikommunismus in seiner zweiten Lebenshälfte war nicht die Folge eines Frontwechsels, sondern eines geistigen Prozesses, den in seiner grossen Autobiographie «All das Vergangene» nachzulesen zum Spannendsten gehört, was die Gegenwartsliteratur zur politischen Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts zu bieten hat.

Sperber hat es einmal so formuliert: «Ich bin ein alter Revolutionär, der den Hoffnungen, die er begraben musste, treu geblieben ist.» Diese Hoffnungen waren für ihn nicht mehr die eines Gläubigen oder eines utopischen Ideologen, sondern es war «die Zuversicht eines postpurgatorischen Optimisten, der, wie so viele Europäer, durch das Fegefeuer gegangen ist und – deshalb oder trotzdem – entschlossen bleibt, nichts von dem zu vergessen, was er während der langen Lehr- und Wanderjahre erfahren musste.» Die geistige Summe dieses leidvollen Lebensweges, der von einem ärmlichen ostgalizischen «Städtel» über Wien und Berlin nach Jugoslawien und Frankreich durch zwei Exile und mannigfaltige Verfolgungen geführt hatte, fasste Sperber gegen Ende seines Lebens in dem lapidaren Satz zusammen: «Die Freiheit ist unbesiegbar, trotz allem.»

Vom dogmatisch-militanten Kommunismus zu einem engagierten, grundsätzlich pluralistischen demokratischen Liberalismus – wie war es möglich, diesen weiten geistigen Bogen zu schlagen, ohne in verbitterte Resignation oder Aggressivität zu verfallen? «Nur durch eine einzige Türe verlässt man die Revolution. Sie öffnet sich ins Nichts», heisst es an einer Stelle in Sperbers Romantrilogie «Wie eine Träne im Ozean». Dass er nicht in diesem Nichts versank, führte er selbst vor allem auf seine Fähigkeit zurück, das Gewesene schreibend zu vergegenwärtigen. «In der inneren Not, in der ich mich damals befand, gab es für mich keine andere Zuflucht als meine Vergangenheit.»

Doch damit allein ist der gewissermassen organische Ablauf seines geistigen Prozesses noch nicht erklärt. In seiner Frankfurter Rede auf Manès Sperber hat Siegfried Lenz eine Szene aus dessen Autobiographie beschworen, die in diesem Zusammenhang als signifikant erscheint: Der kleine Manès steht, mit Kieselsteinen bewaffnet, auf dem Dach einer Scheune, er nimmt Mass und wirft Stein für Stein gegen den Himmel, erbittert, fordernd und schliesslich enttäuscht darüber, dass keines seiner Wurfgeschosse das Ziel erreicht. Gott öffnet keine Klappe, er droht nicht von oben, er empört sich nicht über das ungehörige Bombardement. Er lässt sich nicht herausfordern.

Für den Versuch dieser Audienz hat der junge Manès schwerwiegende Gründe. «Nichts weniger lag ihm am Herzen, als Gott an sein Versprechen zu erinnern, den Messias zu schicken, endlich. Begabt mit aller erdenkbaren Empfindsamkeit hielt der Junge den ersehnten Augenblick für gekommen, die Situation der Welt war reif, seiner Ansicht nach, sie rechtfertigte vollauf die Einlösung des Versprechens, und so nahm er sich den Mut zur Mahnung. Nicht Empörung stimulierte sein einstweiliges Handeln, nicht Auflehnung, nicht formulierte Anklage, sondern Sehnsucht: Es muss anders werden, so kann es nicht bleiben.» So weit Siegfried Lenz.

Der Hoffnungssüchtige

Diese Sehnsucht, mitgeprägt durch die Armut des «Städtels» und das Elend des ersten Exils in Wien, war wohl das Motiv zu seinem Eintritt in die Kommunistische Partei, in eine Gemeinschaft, deren Heilserwartung in unmittelbarer Zukunft Wirklichkeit zu werden schien. Er begann im Namen der Hoffnung militant zu werden, im Zeichen eines Dogmatismus, der um des höheren Zieles willen absolute Unterordnung verlangte, auch von einem Manès Sperber, der von seiner ganzen geistigen Anlage her eigentlich dem «Prinzip Zweifel» verpflichtet war. Dass er dieser verschworenen uto-

pistischen Gemeinschaft lange über die rasch wachsende Einsicht in den Tatbestand eines zum Dogma verhärteten, zur absolutistischen Ideologie erhobenen und damit um so verhängnisvolleren Irrtums hinaus unerschütterliche Treue hielt, daran trug er später schwer. Es veranlasste ihn noch 1982 an einem Symposium in Rom zur Selbstanklage: «Ich habe mitverraten.» Im zweiten Band seiner Autobiographie, die den symbolträchtigen Titel «Die vergebliche Warnung» trägt, zeichnete er diesen Sachverhalt mit einer nüchternen Ehrlichkeit sondergleichen nach.

Aus dieser skrupulösen und minutiösen Bewältigung der Vergangenheit wuchs ihm, der sich immer mehr als «Spezialist für Niederlagen» empfand, die geistige Kraft und intellektuelle Übersicht zu, um den Kampf für eine bessere Welt mit andern Mitteln fortzusetzen. Er lebte fortan «ausserhalb aller Dogmen», ohne deshalb all das zu verleugnen, was ihm in seiner dogmatischen Phase an politischen Einsichten und menschlicher Erfahrung zugefallen war. In seiner «Unfähigkeit zur Gleichgültigkeit» blieb er ein «Hoffnungssüchtiger», einer, der weiterhin von der Sehnsucht geprägt war, dass es anders, besser werden müsse. Das Instrumentarium dazu war nun nicht mehr die geballte Kraft der zur Widerspruchslosigkeit verpflichteten «Dogmatisierten». Es lag für ihn inskünftig viel mehr im offenen dialektischen Prozess dialogischer Wahrheitsfindung.

In der «Achillesferse» steht der selbstkritische Satz, dass er sich in wichtigen Dingen oft geirrt habe, «aber nur selten oder fast nie in der Wahl des Übels, das es zu bekämpfen galt». Eines dieser Übel war für ihn zeit seines Lebens die Armut. Es ist bezeichnend für sein Denken, dass er, wie bei der Friedensproblematik, auch hier nicht beim Äusserlich-Handgreiflichen blieb und nie in Gefahr geriet, gleich dem Hauptharst sozialer Gesellschaftskritiker das Schwergewicht auf die Verteilung und Umverteilung der Güter dieser Welt zu legen. Für ihn hatte gerade in dieser Hinsicht das marxistische Schema versagt und sich der marktwirtschaftlichen Leistungsgesellschaft als weit unterlegen erwiesen. Vor allem in den letzten Jahren fragte er daher folgerichtig mit unerhörter Akribie nach dem Zustand und den Möglichkeiten der Weiterentwicklung dieses Systems. So wurde er gerade auch für den «gelernten» liberalen Marktwirtschaftler zum idealen, unermüdlich kritischen Gesprächspartner.

Hierin, wie in seinen weitgefächerten Analysen der Zeitströmungen in Gesellschaft und Politik, war und blieb er der überlegene «Meisterdiskutant», wie ihn Lenz freundschaftlich-liebevoll genannt hat. Unbestechlich in der detaillierten Analyse, illusionslos und doch unverdrossen optimistisch in der antizipierenden Diskussion von Zukunftsperspektiven – so bot er sich seinem Kontrahenten in privaten wie in öffentlichen Ausmarchungen dar. So wurde er zum grossen Warner vor falschen Alternativen.

Jenseits der Utopie

Nie war er versucht, dem Leser «irgendeine Unbedingtheit» zu versprechen. Er konzentrierte sich – um seine eigenen Worte zu gebrauchen – mit schrankenloser Hingabe darauf, «Einsichten in das Ausmass unserer Bedingtheit» zu vermitteln, «und damit die Möglichkeit, fortab nicht nur als deren Objekt zu denken, zu planen und zu handeln. In allem, was ich je geschrieben habe, ging es mir nie um die imaginäre Freiheit in irgendeinem Paradies, sondern um unsere Selbstbefreiung innerhalb der *conditio humana*».

Nun ist er verstummt. Er hat sich in den letzten Jahren immer wieder mit dem Tod beschäftigt. «Ich glaube, dass der biologische Tod das Ende des jeweils sterbenden Individuums ist. Somit geht meinesgleichen aus dem Leben mit dem Gefühl, etwas bewirkt zu haben oder auch gar nichts oder auch das Gegenteil dessen bewirkt zu haben, was wir wirklich erreichen wollten. Aber er glaubt nicht, dass es noch irgend etwas anderes geben wird.»

Der «Zwischenrufer» Manès Sperber hat so oder so in mancher Hinsicht Wesentliches bewirkt. Vor allem hat er vorgelebt, dass die Verfallenheit an die Versuchung totalitär verbrämter Heilserwartungen nicht notwendigerweise zur definitiven intellektuellen Sackgasse zu werden braucht, dass es vielmehr möglich ist, auch diesen Irrweg des 20. Jahrhunderts zu überwinden und ins Konstruktive, Aufbauende zu wenden.

Gerade weil er selbst in unerbittlicher Konsequenz durch dieses Fegefeuer gegangen ist, es ohne jedes sentimentale Selbstmitleid durchlitten hat, ist er zu einem der glaubwürdigsten Zeugen für eine gesellschaftliche und politische Ordnung in Freiheit geworden. Er wurde es nicht allein durch seine überlegene geistige Autorität, sondern auch durch seine Menschlichkeit. Er hatte am Menschlich-Allzumenschlichen dieses Zeitalters unendlich gelitten und hörte doch nie auf, die Menschen zu lieben. Seine unerschöpfliche Neugierde auf den Menschen war bei all seinem Witz und seiner Fähigkeit zu Ironie und Selbstironie immer von tiefem Ernst und echter Anteilnahme getragen. Bei aller Unerbittlichkeit seiner Zeitkritik, bei allem entschiedenen Kämpfertum für eine Freiheit in Verantwortung war und blieb er ein gütiger Mensch. Mit ihm ist ein grosser Europäer dahingegangen. – Für seine Freunde ist die Welt mit seinem Tod auch menschlich ärmer geworden.